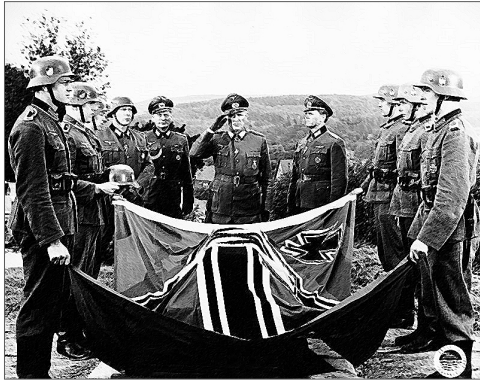


Hans Hellmut Kirst (1914-1989) · »Fabrik der Offiziere« (1949)



Februar 1944. Oberleutnant Krafft, der die Schlacht von Stalingrad schwerverletzt überlebt hat, wird nach seiner Genesung als Spezialist für Infanterietaktik an die Kriegsschule V nach Bayern versetzt. Hier gerät er in das konflikträchtige Spannungsfeld von überholter deutscher Soldatentradition und der bösartigen täglichen Praxis des nationalsozialistischen Systems. Im Auftrag des Kommandeurs der Kriegsschule, des traditionsbewussten Generals Modersohn, soll Krafft den angeblichen Unfalltod eines Ausbilders aufklären, nachdem Kriegsgerichtsrat Wirrmann eine eingehende Untersuchung des Vorgangs zuvor abgelehnt hatte. Krafft findet bald heraus, dass der Fähnrich Hochbauer, ein fanatischer Nationalsozialist, eine Sprengladung so manipuliert hatte, dass sich sein regimekritischer Ausbilder, Oberleutnant Barkow, vor deren Zündung nicht mehr in Sicherheit bringen

konnte. Konfrontiert mit seiner Schuld, flieht Hochbauer auf seine Stube und erschießt sich. Daraufhin schaltet sich der Kriegsgerichtsrat nun doch in den Fall ein und macht Krafft und Modersohn indirekt für den Tod des im juristischen Sinne noch nicht überführten Hochbauers verantwortlich. Als sein Ausbilder soll Krafft die übliche Begräbnisrede halten. Der Oberleutnant nutzt seine Chance und redet den jungen Offiziersanwärtern ins Gewissen ...

Herr General! Meine Herren! Liebe Kameraden!

Wir begraben heute einen Toten. Und das ist im Grunde die selbstverständlichste Sache von der Welt – zumal in derartig großen und heroischen Zeiten, wie die, in die wir hineingeboren sind. Tote sind das Pflaster der Straßen, auf denen der Ruhm schreitet.

- 5 *Millionen fahren in die Grube, ohne dass jemand viel Notiz von ihnen nimmt. Als sie auf die Welt kamen, stöhnte wenigstens eine Mutter. Doch als sie diese Welt verließen, wurden ihre letzten Schreie von Granaten erstickt, Bomben zerrissen sie, und der Schutt deckte sie zu. Wenn sie noch eine Mutter hatten, weinte sie vielleicht erst Wochen später – oder niemals, um nicht eine letzte vage Hoffnung auszulöschen.*
- 10 *Millionen Tote haben in unseren knappen Jahren die Erde gedüngt. Die Menschen schritten über sie hinweg, Fahrzeuge wälzten sie ein; mit Hacke und Spaten wurden sie verborgen – wie man Schätze verbirgt, oder Abfälle. Und Leichen werden zu nackten Verlustziffern, die keiner genau kennt. Dann scheint der Tod nicht mehr zu sein als ein gigantischer Zerfallsprozess in einer zutiefst kranken Welt.*
- 15 *Gelegentlich aber werden für ihn, für diesen Tod, in den Zeiten der Vernichtung, Kerzen angezündet, Menschen versammeln sich um ihn und Reden werden gehalten, in denen sich nicht selten die letzten und erbärmlichsten Lügen dieses Lebens finden. Nicht umsonst gestorben! – wird behauptet. Unvergessen! – wird gelobt. Und der Heldentod, so sagt man dann, ist der schönste Tod auf dieser Erde.*
- 20 *Doch mit Schönheit hat dieser Tod nicht das Mindeste zu tun. Er hat weder ein heroisches Gesicht, noch umgibt ihn geheimnisvoller Glanz; allzu oft ist er nur blutig, dreckig und gemein. Er bietet nicht den geringsten Anlass, ihn zu rühmen, zu besingen und zu preisen.*
Aber: Nichts von dem Leben, das dem Tod vorausging, kann durch das Sterben ausgelöscht werden. Der Tod ist weder eine Entschuldigung, noch eine Sühne – er ist ein Abschluss. Er ist
- 25 *gleichzeitig ein Übergang, so hoffen wir – doch hier auf Erden zieht er den Schlussstrich.*
Es gibt daher nur eine Frage, die im Angesicht des Todes gestellt werden kann, und diese Frage lautet nicht: Warum ist er gestorben? Sondern: Wie hat er gelebt?
- 30 *Wir alle, die wir dem Tod nahestehen, ob wir das wissen, oder ob wir es nicht wahrhaben wollen –, wir alle sollten uns diese Frage vorlegen. Wir sollten es mit einer Aufrichtigkeit und Dringlichkeit tun, als wären wir morgen nicht mehr da. Zumal wir nicht nur einen Beruf betreiben, der das Töten unvermeidlich macht, sondern weil wir selbst anderen den Tod befehlen können, ja, weil wir gar nicht umhin können, ihn von anderen zu fordern.*

Das ist die härteste und die dunkelste Frage, die wir mit uns herumtragen – und sie ist so alt

35 wie die Menschheit. Was wir tun und zu tun gezwungen sind, richtet sich gegen die Gebote,
von denen wir glauben, dass sie göttlichen Ursprungs sind. Das hat jeder von uns mit Gott
allein auszumachen – wenn nicht hier auf Erden, dann in einer anderen, hoffentlich besse-
ren Welt. Aber unsere Verantwortung den Menschen gegenüber nimmt uns niemand ab,
auch Gott nicht. Und sie kann nicht erst im Jenseits – sie muss hier und heute eingelöst wer-
40 den. Von jedem einzelnen von uns. Wir sind Soldaten – oder glauben doch oder geben vor,
es zu sein. Es kommt nicht darauf an, ob wir Offiziere oder Fähnriche sind. Die Verantwor-
tung des einzelnen mag steigen mit seiner Dienststellung, aber sie verändert sich nicht ih-
rem Wesen nach – sie ist unteilbar. Wir sind Soldaten.

Es gab eine Zeit, meine Kameraden, da schien der Beruf des Soldaten klar und einfach. Die
entscheidenden Worte hießen damals: dienen! – bewahren! – beschützen! Und wenn auch
45 die menschliche Natur diese Begriffe niemals zu voller Blüte zu bringen vermochte – dass sie
erstrebenswert waren, das stand fest. Und sie waren nicht nur der Wunschtraum des Solda-
ten; sie sollten der Inhalt seines Daseins sein.

Dienen! Das setzt Bescheidenheit voraus. Das ist die Tat allein; nicht der Glanz, der sie mög-
licherweise umgeben könnte. Bewahren! Das ist nicht denkbar ohne Wissen um Wert. Dazu
50 gehört das Begreifen der Schönheit ebenso wie die Demut im Glauben. Beschützen! Nur der
weiß, was das ist, der lieben kann. Wer aber jemals in seinem Leben geliebt hat, wie kann
er töten, ohne zutiefst erschüttert zu werden?

Der Soldat muss dienen wollen – der Menschheit und dem Leben. Wer aber seine Heimat,
sein Volk, sein Vaterland wahrhaft liebt, der muss auch wissen, dass andere nichts Geringe-
55 res tun und nicht weniger zu tun bereit sind als er. Das macht das Leben des Soldaten so
ungeheuerlich schwer, so dass es allein sinnvoll ist in Demut und Stille. Diese stille Demut
versuchte einst ein Wort zu umreißen, das da gelautet hat: ‚Mehr sein als scheinen.‘ Es war
kein erschöpfendes, aber es war ein gutes Wort. Es deutete einen Weg an. Und es hat nichts
mit einer Ideologie zu tun, der sich Militärs verschreiben, um an ihr zu gedeihen.

60 Die Tätigkeit eines Soldaten darf sich nicht darin erschöpfen, dass er marschiert, siegt und
stirbt. Auch er darf davon träumen, dass vor Gott tausend Jahre wie ein Tag sind. Und er
muss wissen, dass seine Mutter nicht die einzige Mutter auf dieser Welt ist. Dieses Wissen
wird ihn furchtbar belasten, aber es ist eben auch eine furchtbare Last, Soldat zu sein – es
sei denn, man ist ein Verbrecher oder ein Idiot.

65 Geschwätz ist zumeist das, was über Tradition gesagt wird. Tradition ist Überlieferung,
nicht Selbstzweck. Nicht Fahnen, Formen, Schlachtenorte und Heldenamen sind dabei
wichtig, sondern das Wissen um Taten, die ohne Gewinnstreben waren. Und wenn die To-
ten der Vergangenheit mahnen, so nicht, den Tod zu suchen – sondern das Leben.

Befehle zu erteilen – das ist leicht. Vorzuleben – das ist schwer. Und das Schwerste ist:
70 Selbstlos zu dienen! Aber das wird unmöglich, wenn es nichts und niemanden mehr gibt, der
dieses Dienen sinnvoll macht. Denn der Sinn des Lebens ist doch nicht ein Dach, das man
über dem Kopf hat, das Huhn im Topf, das Auto in der Garage. Und so lebt niemand sinn-
voll, der sich Lebensraum über Bergen von Leichen schafft.

Der wahre Soldat heult nicht mit den Wölfen. Sobald er nicht mehr nach dem Sinn seiner
75 Existenz sucht, hat er auch keine Existenzberechtigung mehr. Ein Laufbursche für Machtpo-
litiker ist er jedenfalls nicht. Der Soldat muss »Ja« sagen können, wenn er »Ja« denkt. Wenn
es aber viele gibt, die »Ja« sagen und »Nein« denken, wenn sie sich gezwungen fühlen, »Ja«
zu sagen, obwohl sie »Nein« denken, oder wenn sie »Ja« sagen um der Karriere, der Be-
quemlichkeit, des Gewissens willen, während das Gewissen »Nein« sagt oder verstummt,
80 dann ist der Punkt gekommen, da das Soldatentum stirbt. Und nicht nur das Soldatentum.
Das ist die Stunde des großen Sterbens. Denn wenn das Gewissen stirbt, hört die Mensch-
heit auf zu leben.

Nicht im Sieg zeigt sich das wahre Gesicht des Soldaten – die Niederlage erst macht es ganz deutlich. Siegen kann auch jedes Raubtier. Aber um die Niederlage zu erkennen und ihr ins
85 Auge zu sehen, dazu bedarf es mehr als Mameluckenmut¹. Das kann nur, wer sich einen Funken an Klarheit bewahrt hat. Aber wer hat schon die Kraft dazu? Denn die Furcht ist groß, dass die Quellen, von denen man lebt, versiegen könnten. Nach dem erspielten Gewinn droht der Verlust. Die angeblichen Soldaten entpuppen sich als Hasardeure. Sie sind allerhöchstens noch Militärs und als solche mehr oder weniger perfekte Handwerker der
90 Vernichtung – und deswegen zutiefst verachtungswürdig.

Wo der Sinn des Soldatentums verlorengeht, kommen die Mörder zum Vorschein. Dann bricht der Hass durch. Dann werden aus Gegnern Feinde und aus Feinden Teufel. Grundsätzlich gut ist man dann immer nur selbst, grundsätzlich schlecht immer der andere. Recht wird dann allein, was einem selbst nützt, Unrecht alles, was einen hindern könnte, mit allen
95 Mitteln und um jeden Preis zu siegen.

Und so kommt es dann, dass der Soldat lügt – gleichgültig, ob er Offizier ist oder Fähnrich. Er belügt sich selbst. Er will nicht daran glauben, dass es sinnlos ist, was er tut – sinnlos geworden oder schon immer sinnlos gewesen. Und wenn er es endlich einsehen muss, hat er nicht mehr den Mut, sich zur Wahrheit zu bekennen. Doch dann erst kommt das
100 Schlimmste: Er verschweigt seine Erkenntnisse seinen Soldaten; er belügt auch sie. Damit aber bricht alles zusammen, wie ein Haus, das eine Luftmine zu Staub zerfetzt. Und der da glaubte, ein Soldat zu sein, findet sich als Verbrecher wieder: Der Diener einer Idee wird zum Gewaltverbrecher einer Ideologie.

Dabei ist alles ganz einfach: Der Soldat muss sich den ansehen, dem er dienen will. Wer
105 sehenden Auges einem Verbrecher dient, wird dessen Komplize. Wer aber guten Glaubens ist, doch einen Verbrecher von einem Dienenden nicht unterscheiden kann, der geht an seiner Blindheit, seiner Torheit oder Gleichgültigkeit zugrunde. Es gibt Zeiten der Verführung. Aber wenn sie sich als Zeiten der Lüge und des Verbrechens enthüllen, gibt es keine bequemen Halbheiten und kein feiges Ausweichen: Die Mörder können nichts anderes als
110 Mord hervorbringen. Und es ist im Grunde noch einfacher, meine Kameraden. Der wahre Soldat verschmäh den Ruhm des Tages. Mehr noch: Die Billigkeit dieses Ruhms macht ihn erröten. Wenn aus Soldaten gewissenlose Landsknechte werden, die darauf lauern, von sich reden zu machen, und sei es auch nur für Stunden, die das Verbrechen sanktionieren, nur weil es ihnen Titel und Würden verleiht, dann ist das Schuld und Versagen derjenigen, die
115 das Soldatentum verraten haben – und sei es auch nur aus Schwäche: weil sie hilflos und kraftlos waren oder dumm wie Herdenschafe.

Der wahre Soldat, meine Kameraden, lebt in der Verantwortung. In der Stille. Er will dienen. Der Tod aber erledigt nichts davon. Er ist kein Freispruch. Von der Verantwortung erlöst er nicht. Wie man lebt – das allein entscheidet. Lasst uns versuchen, meine Kameraden, wie
120 Soldaten zu leben. Wenn wir das überhaupt noch können.

Hans Hellmut Kirst, *Fabrik der Offiziere*, München 1988⁴, S. 702ff.

**Wer nichts weiß,
muss alles glauben!**

Marie von Ebner-Eschenbach



HK 2019/20

**Carl Zuckmayer
Des Teufels General**



¹ Die **Mamelucken** (andere Schreibweisen: *Mameluken, Mamelu(k)ken, Mamaluken, Mamalukken*) oder **Ghilman** waren in vielen arabischen Herrschaftsgebieten Militärsklaven zentralasiatischer oder osteuropäischer (d.h. meist türkischer oder kaukasischer) Herkunft. Von den Abbasiden-Kalifen als Machtfaktor institutionalisiert, nutzten sie ihre dominierende Stellung als Heerführer und Königsmacher ab dem 9. Jahrhundert nicht selten, um eigene Dynastien und Reiche zu begründen.